

SIMPLICISSIMUS

Versailles fälscht weiter

Georges Clemenceau zu Wilson: „Es gibt dort (im Sasriand) einhundertfünfzigtausend Menschen — das sind Franzosen!“

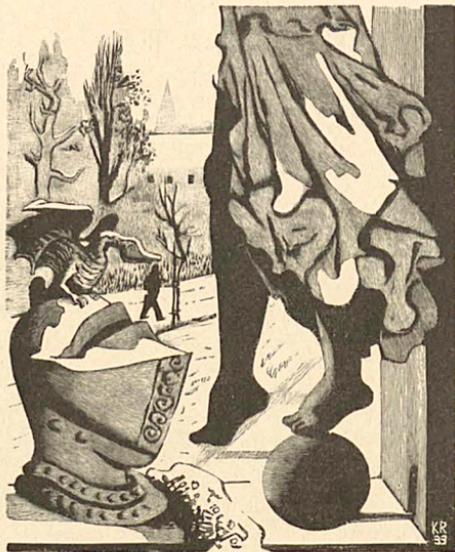
(E. Thöny)



„Le tigre darf nicht gelogen haben — also müßte uns unsere Regierung marschieren lassen!“

Denkmal im Schnee

(K. Rössing)



Laura oder Der Markt zu Wehlau

Von Katarina Botsky

Ein langer dünner Mann mit einem See-
haukopf unter einer Schirmmütze, all-
gemein „Onkel Fischer“ genannt, ledig,
besaß einen kleinen Rollwagen und ein
braunes Pferd, womit er sich seinen Le-
bensunterhalt verdiente. Natürlich hatte er
auch einen Stall für das Pferd, und zwar
in einem alten Schuppen am Stadtrand,
einem recht baufälligen Schuppen mit
loosen Türen, und so kam es, daß eines
trüben Morgens der Stall leer war: das
Pferd gestohlen. Onkel Fischer weinte fast
vor Schreck und Schmerz bei dieser trost-
losen Entdeckung. Laura, das verschwun-
dene Pferd, war sieben Jahre sein bester
und treuster Kamerad gewesen und doch
auch sein Ernährer. Nun war Laura weg.
Gestohlen natürlich. Onkel Fischer suchte
überall nach seinem Pferd und fragte
nach ihm herum, auch die Polizei wurde
benachrichtigt. Kein Erfolg!
„Geh doch mal zur Katzwinkelche —“
riet Onkel Fischer ein guter Bekannter.
„Die soll doch hersehen können. Vielleicht
erfährt du was durch ihr.“ Onkel Fischer
ging gleich, und es war schon ganz dunkel,
weil am Himmel ein Gewitter stand, so ein
dickes Juligewitter. Bedrückt erklimm er
die eine steile Stiege der Hellsheerin und
war schon unter dem Dach. Das Häuschen
mochte hundert Jahre alt sein und lag vor
der Stadt. Oben im Flur, der zugleich auch
Küche war für zwei Parteien, hingen drei
große eiserne Flinsenfannen am schwarz
verrückerten Herdmetzel, der eine offene
Feuerstätte überdeckte. Rot angestrahlt
und in Quam gehüllt sah Onkel Fischer
die Hellsheerin, einer Lehmfigur ähnlich,
hinter den Flinsenfannen am Herd stehen.
Dort erschien sie ihm sozusagen mit einem
abgeschabten Katzenfellbelag auf dem
kahlen Kopf. Daß „sowas“ heilsen konnte,
leuchtete ihm bei ihrem Anblick ein. Die
Begrüßung fiel dementsprechend beklim-
men aus.
Alsbald wurde er in die gute und einzige
Stube geführt, fast ausgefüllt von einem

steinalten Himmelbett mit weißen Gar-
dinen, ihm grauste. Aber es war auch noch
ein Tisch im Stübchen vor einem auf-
gedunsenen schwarzen Ledersofa mit
weißer Knopfreihe. Darauf auf der
Knopfreihe — mußte Onkel Fischer Platz
nehmen unter dem gelblichgelben Bild: Die
Kaiserin Friedrich mit dem Prinzen Hein-
rich. (Als Säugling) Die Hellsheerin ven-
setzte ihre schwere Lehmfigur in das
einzigste Gestühl, einen Rohrstuhl mit
giftgrüner Schummerrolle. Katzensgestank
schwängerte die Luft. Das alles ward matt
von einer Petroleum-Hängelampe beleuch-
tet. Ungeschickt erzählte Onkel Fischer
das, was ihm herfuhrte, dann legte er
probeweise ein Fünfzigpfennigstück auf
den Tisch. „Für ein Dittchen verzick ich
nich viel!“ bemerkte die Alte trocken.
„Na probieren Sie doch man erst —“ stot-
terte Onkel Fischer.
Unwillig schloß sie die roten Augen, dann
riß sie die Augen wieder auf und ver-

Joachim Ringelnatz in memoriam

Immer am Jenkits hin
und nun — hinüber.
Ist ihm jetzt leichter der Sinn
oder trüber?

Kachen gibt es dort nicht
und nichts durchzubehln.
Aber vielleicht im Licht
ein ewiges Kächeln?

Dr. Oetiglaß

drehte sie tüchtig. Nach geraumer Zeit
war sie durch Augenverdröhnen genügend
verzückt. „So viel schwarze Kerls!“ graste
sie plötzlich. „mit Zigarett! Am Torweg
inne Nacht...“ Onkel Fischer war ganz
Ohr. Doch schon begann die Hellsheerin
wie ein Alligator zu gähnen und sprach
mit ihrer gewöhnlichen Stimme: „Für fünf
Dittchen is nich mehr!“ Enttäuscht opferte
Onkel Fischer noch ein Fünfzigpfennig-
stück.
Der alte Rohrsessel der Hellsheerin
knarrte jedesmal fürchtbar, wenn sie „ver-
zückte“, das wußte sie, und das nutzte
sie aus. Doch ließ sie ihn für fünf Dittchen
weniger knarren als etwa für eine Mark.
Wieder begann das Augenverdröhnen. Und
wieder: „So viel schwarze Kerls mit Ziga-
retts...“ („Weiter!“ flüsterte der Hörer).
„Man nich drängen!“ entgegnete sie
milde, doch unnatürlichen Organs. Wo bli-
eben wir stehen? So viel schwarze Kerls
mit Zigarett... Einer mit blauen Hosen,
— der — reitet — eine lange Straß — auf —
ein braunes Pferd, Sehr lange Straß —
— sehr lang... Feldweg... Wegweiser
„Was steht oben?“ schrie atemlos der
Hörer.

Die Katzwinkelche verzückte, daß der
Sorgstuhl brüllte. „Wehiau!“ röchelte
sie — gähnte wie ein Alligator und war
wieder bei sich. „Na?“ fragte sie, ver-
schlagen grinsend.
Onkel Fischer schlug stumm mit der Hand,
weil er vor Erregung noch nicht sprechen
konnte. Wehiau also? Ja, dort war
morgen der große Paradezug. Dort
würden die schwarzen Kerls — Zigeuner
natürlich, die es hier am Stadtrand zahl-
reich gab — das gestohlene Pferd zu ver-
schauern trachten. Der in den blauen
Hosen war vielleicht schon unterwegs mit
Laura. Er mußte ihm nach und womöglich
gleich. Eilig verabschiedete er sich von
der Hellsheerin.
Als er die Stübentür ungestüm aufstieß,
flog dicht davor eine ähnliche alte Dame
noch die Klingenbergche, die bei der
Nachbarin an der Tür gelauscht hatte.
Der erschrockene Onkel Fischer fand im
dunklen Flur nicht die Richtung und geriet
unter die Flinsenfannen. Die eine schlug
ihm derb aufs Kinn, und die nächste schien
ihn festhalten zu wollen. Grausig! „Machen
Sie doch e bißche Licht.“ Frau Katz-
winkel!“ rief Onkel Fischer kläglich. Sie
erschien gar in der halbfloßen Form.
„Wo soll einer hier gleich Licht hermah-
nen?“ bemerkte sie etwas ungehalten.
„De Trepp is rechts! Halten Sie sich man
rechts!“

Na, endlich hatte Onkel Fischer „de
Trepp“ gefunden, und endlich war er
unter der Flinsenfanne seit arteme
der Zug mit ihm ins schlafende Land hin-
ein, an einsamen Stationen vorbei, wo in
den Gärten die Nachtigallen schluchzten.
Überall Gewitterwolken und Pferde. Heere
von Pferden zogen in Fußmärschen durch
die Nacht nach Wehlau. Pferdezüge rollen
und rollten aus dem ganzen Reich da-
her. Es blitzte oft, und es wieherte bestän-
dig in der dunklen Schwüle. Es schnauhte
und stob dahin. Wie Spuk war das Kom-
men und ging. Laura geriet mit
Tausende kamen. Tänzeld die Trakheer
Hengste. Schwerere Pferde, die riesigen
Ermänder, setzten ihre hohen Schenkel
automatisch. Laura zuckte. Die
der Blitze marschierten die klöbigen Gestalten
der ostpreussischen Wallache. Zöpfe an
den Köpfen, etwas schwerwichtig zum Markt.
Wenn der Blitz loderte, zuckten die
Pferdeschlangen auf den Wegen.
Das Landstädtchen Wehlau träumte noch
unter seinen dicken Gewitterwolken, als
Onkel Fischer dort seinen Einzug hielt.
Zunächst begab er sich in ein solides
Gasthaus und trank über den Durst, vor
auter Verzweiflung. Bald die Zeit er-
füllt war, begab er sich etwa schräge
auf den Pferdemarkt.
Die Sonne bändigte die Gewitterwolken,
klitterte herüber und erleuchtete mit
Mischer die große Pferdewiese, als der Bürger-
meister von Wehlau die Worte sprach:
„Meine Herren, der Markt ist eröffnet!“
Ganz vorne standen Zigeuner mit
zahlen kleinen Pferden und rieben ihnen
den letzten Dreck ab. Alsbald setzten sie
die Mäuler in Schwung. Onkel Fischer
ward von ihnen für den ersten Käufer ge-
halten und darum fast zerrissen. Ehe er
protestieren konnte, liefen drei bis vier
„Zigeunerkatzen“ vor ihm „die hohe
Schule“, und hinter ihnen her rasten in

(Schluß auf Seite 437)

Sankt Nikolaus

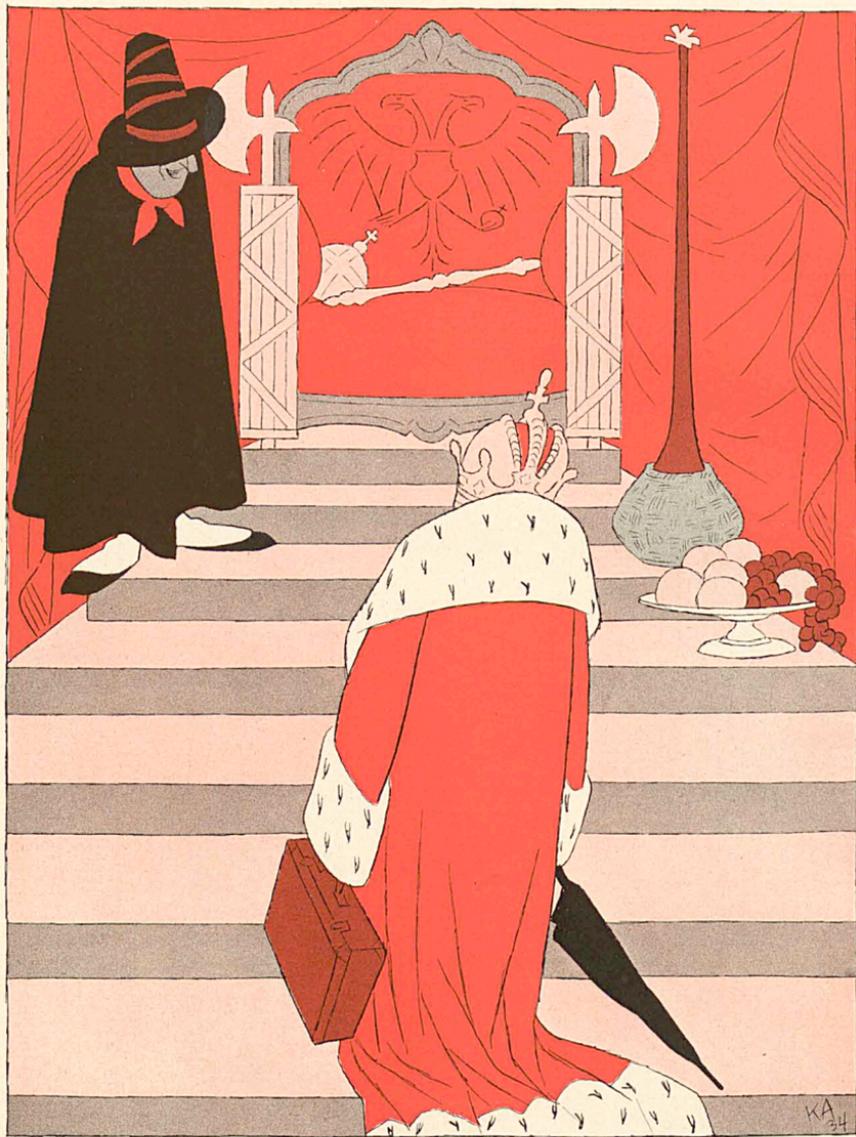
(O. Gulbransson)



hat sich heuer ganz in den Dienst des Winterhilfswerks gestellt und bedient sich statt seiner gewöhnlichen diesmal einer Wünschelrute, um verborgen gebliebene Hilfsquellen ausfindig zu machen.

Habsburg von Italiens Gnaden

(Karl Arnold)



„Komm, Signorino Otto, wir haben zwar einst mitgeholfen, deinen Thron zu stürzen; nun aber ist es praktischer, ihn zu stützen.“

Laura oder Der Markt zu Wehlauf

(Schluß von Seite 434)

zerschlissenen Hosen, peitschenknallend, ihre dunkelhütigen Besitzer. „Hoi . . . hoi . . . hoi . . .“, gelitten sie. Die Katzen trabten, und die Zigeuner brüllten sich bald die Zungen los. Zweie hingen wie Blutigel an Onkel Fischer und kreischten ihm die Vorzüge ihrer Pferde ins Gesicht und ins Genick. Wenn er begann: „Ich will ja gar nicht — ich suche ja bloß —“, schrien sie: „W'r wissen, was Se suchen! E scheenes Perd suchen Sei!“ Atemlos drehten sie ihn um und dumm, und zwischendurch spülen sie sich gegenseitig an und verfluchten sich. Onkel Fischer riß sich bei einer solchen Gelegenheit los und entwich unter einem Zaun hinweg. Sinnlos torkelte er weiter.

Der Himmel war schon wieder sonnenlos und finster geworden; das Gewölk lief grünlich an. Lauernde Gewitter schienen der geflüchteten Sonne irdene Töpfe nachzuwerfen. Im Schein der grünlich geladenen Beleuchtung blitzte das Weiße in den Augen der laufenden Pferde. Die andern bewegten unruhig die Ohren. Ein dunkles, wieherndes Pferdechaos, rot gefleckt durch Füchse; eine nickende, schaukelnde, nervöse Flut auf zertretenden Wie-

sen unter grünen Wolken, die zu platzen drohten. Die Trakehner Hengste bäumten auf, verdrehten die Augen wie die Katzwinkelsche und wollten auf und davon. Ihre Erregung machte auch andere Pferde unruhig; immer mehr Beine gingen hoch. Einigen Pferden gelang es, sich loszureißen. „Hoi . . . hoi . . . hoi . . .!“ gelitten die Zigeuner tückisch hinter ihnen her. Der ganze Markt geriet ins Drehen. Menschen überschlugen sich auf eiliger Flucht, lachten und zetereten vor Angst; denn die Pferde, die Pferde schienen wild zu werden — Tausende von Pferden —!

Onkel Fischer war auf der Flucht wieder zum Eingang gelangt, wo die Zigeuner ihren Stand hatten. Hier ging der Handel ziemlich ungestört weiter. Ein dicker ländlicher Mann, die Schirmmütze im Genick, stand lächelnd vor einer grinsenden Pferdereihe, hob den Krückstock, zeigte auf eins der Pferde, und breit und gemütlich entquoll seinem Munde: „Wat sull de Kobbel koste?“

Da sah doch Onkel Fischer ein Pferd — eben diese Kobbel — ein Pferd, das alle Zigeunerkatzen überragte, nicht so sehr durch Schönheit als durch einen langen Hals, und dieser Hals — gehörte Lauran. Onkel Fischer tat einen Sprung durch die Luft. „De Kobbel jehört mir —!“ schrie er,

plötzlich nüchtern geworden. „Das da ist mein Pferd —! Jestern haben se es jestohlen! Laura —! Laura —!“

Der lange Pferdehals streckte sich ihm unaufhaltsam entgegen, wieherte zärtlich, dann nieste Laura vor Freude. „Herr Gendarm!“ schrie Onkel Fischer, „de Kobbel jehört mir! Is mir jestern jestohlen. Sehen Se, Herr Wachtmeister“, weinte Onkel Fischer, „würde mir eine von die Zigeunerkatzen d'n Kopp ante Brust legen?“ Denn das tat Laura.

Die Zigeuner wollten nichts von dem Diebstahl wissen, zeigten brüllend das Weiße ihrer Augen und ihrer Mäuler und sprangen wie galvanisierte Frösche durcheinander. Einer riß sich das Hemd auf und schrie unter grotesken Verbeugungen: „Sollen w'r alle dot hinstierzen, wenn de Kobbel is jestohlen! Soll uns schlagen d'r Blietz ins Jedärm —! Sollen w'r jespaltzen zur Hölle fahren —!“ Da donnerte es, daß es krachte, und ein Blitz sauste durch die schleiergraue Luft. Heidi, nahm der Schreier Reiß- über Zäune, über Pferde, durch dick und dünn. „Hoi . . . hoi . . . hoi . . .!“ gelitte schadenfroh die lange Lummelreihe vor der Sperrre. „Lauf, Zigan — lauf, Zigan — hast das ‚Perd‘ gestohlen —!“ „Und blaue Bicksen trug er, glaub' ich, auch —!“ sprach Onkel Fischer erschüttert.

Prophylaxe

(R. Kriesch)



„Nee, 'n Brautschleier will se nich tragen, weil Schiller jesagt hat: ‚Mit dem Jürtel, mit dem Schleier reißt der schöne Wahn entzwei.‘ — ‚Denn denkt se woll, det mit 'n Wahn jinge nu so weiter...‘“

Des deutschen Michels Bilderbuch



Von Bismarcks Tod bis Versailles

Ein Memento in ca. 130 Bildern mit Text

Preis 70 Mf. franko Simplificissimus-Verlag, München Postfach. München 5802

Der Lenz tut sich was an / Von H. Eggendorfer

Alle Jahre gibt es im Spätherbst noch ein paar Tage, so um die Zeit, da die ersten Kartoffelreifer angezündet und die weiß-roten Fahnen zu den Kirchtürmen hinausgehängt werden, wo ein blaß-blauer Himmel sich über die Erde wölbt und eine milde Sonne die Baumkronen vergoldet. Zu einer solchen Zeit also, wo es schon früh Abend wird, wo die Bodenmehl aufsteigen und der Rauch aus den Schornsteinen kerzengerade in die Luft steigt, sagte mein Großvater zu mir: „Ich mein' allweil, ich muß noch ein paar Tag' nach Pörnbach. Du kannst mitfahren, Bub.“

Von München nach Pörnbach, das war nun zu jener Zeit eine weite Reise, und es empfahl sich gleich den Frühzug, der kurz nach sechs Uhr morgens abging zu benützen. Denn es waren über zehn Bahnstationen bis Reichertshausen, wo man den Zug verließ, um sich der Post anzufreuen, die über Ilmmünster nach Pörnbach hinauffuhr.

Eine solche Fahrt mit dem Postwagen war für mich jedesmal ein Erlebnis besonderer Art. Als Kind legt man sich ja nicht Rechenschaft ab über seine Gefühle. Daß aber diese Fahrt eine Verwandtschaft mit dem Märchen hatte und in spätere Jahre nicht mehr hindüregreifen werde, fühlte ich nur zu deutlich.

Man saß sich auf Samtpolstern gegenüber, und die Türen rechts und links hatten Schießfenster, wie bei der Eisenbahn. Zu jedem Sitz gehörte eine Kopfstütze, die für den Fall vorgesehen war, daß einen der Schlaf anwandelte. Vorne zogen zwei Schimmel, und der Postillon hieß Lenz, so, heits es aa wieder do?“, sagte der Lenz in Reichertshausen zur Begrüßung, und „wann fahrts nacha wieder?“, sagte der Lenz, wenn er uns in Pörnbach dem Posthalter übergab. Der Lenz stammte aus einem kleinen Anwesen zu Fernhang, das man „beim Maurerseppen“ hieß. Seinen eigentlichen Namen konnte man nicht erfahren. Auf der Trompete spielte er das Lied:

„Warum weinstest du, du schöne Gärtnerfrau? Weinst du um der Veilchen Himmelblau?“

Außerdem hatte er ein Auge auf die Posthalterköchin Maria. Sie hieß ausdrücklich Maria, mit dem Ton auf dem i und nicht etwa Mari. Der Lenz war schüchtern und die Maria spöde.

Und in diese festgefügte Welt platzte eines Tages die Kunde, daß die Pferdepost aufgehoben und durch ein Automobil ersetzt wird. Es herrschte so etwas wie Weltuntergangsstimmung in diesem Jahre abends in der Gaststube zu Pörnbach, wenn der Posthalter mit dem Jäger Kirmier, dem Hafner von Blaumosen und meinem Großvater zusammensaß, um Kreuzmariasch zu spielen.

Der am meisten Betroffene war natürlich der Lenz, und man ersah, daß er die Veränderung recht schwer nahm. Bei seiner Wortkargheit erfuhr man längere Zeit nichts Näheres, bis die Posthalterin eines Tages zur Maria sagte: „I woaß net, mir g'fällt er gar nimmer, der Lenz, er woaß eh, do mi' o'oa, der Lenz?“. Wozu die Maria erlichtete, soweit dies der „Oarpolscher“ zuließ, den sie gerade auf dem offenen Feuer buk. Und von da an stand also fest, daß sich der Lenz etwas antut.

Die entscheidende Wendung trat dann an einem Abend ein. Der Blaumosen Hafner wollte gerade mit dem Schellensiebener ausspielen, als die Türe der Gaststube aufging und der Lenz eintrat. Er setzte sich in eine Ecke und packte etwa ein Pfund Geräuchertes, ein schön durchwachsenes, aber ziemlich fettes Wammerl aus, das er schweigend verzehrte. Er aß es ohne Brot, trank aber hinterher zwei Maß Bier, ein gehaltvolles Bier aus der Jetzendorfer Schloßbrauerei.

Bald darauf ging er in seine Burschenstube beim Robstall hinüber und legte sich in sein blaues gebülmtes Bett, das in einer Ecke stand. An sonstigen Einrichtungsgegenständen waren noch da

„a Kastn und a Kufa“. Unter einer Bank standen ein paar schön gewichste Stiefel, und an einem Nagel an der Tür hing ein Handtuch, das sich ja der Lenz am Brunnen zu waschen pflegte.

Vom Fenster aus konnte man leicht zu der Menscherkammer hinaufblicken und natürlich von dort oben auch zum Lenz hinab, wobei wir bitten, das Wort Menscherkammer in allen Ehren aufzufassen. Es ist eben die landläufige Bezeichnung für das Schlafgemach der weiblichen Bediensteten.

Es mag gegen elf Uhr gewesen sein, als es die Maria unweigerlich, wie durch geheime Kräfte getrieben, aus dem Bett und an das Fenster zog, so daß sie zum Lenz hinabblickte, und sie sah, daß seine Stube durch Kerzenschein erhellt war und daß der Lenz unter sonderbaren Gesten und Verrenkungen im Zimmer umherging.

Darauf weckte die Maria ihre Mitschwester, die Lena und die Wam, die eigentlich Babette hieß, und nun blickten alle drei besorgt zum Lenz hinab, indem sie sich einig wurden: „Er hot eahm wos o' do!“

Es war klar, daß es ein einfaches Gebot der Nächstenliebe war, daß sich die Maria notdürftig bekehmete, ihrem Spind eine Flasche mit Minzenschnaps entnahm und zum Lenz hinunterging. Bei ihrem Eintreten saß der Lenz am Bettrand mit allen Zeichen des Entsetzens im Gesicht. „Hoscht an Wehdam, Lenz?“ fragte die Maria einfach.

„Maria, mir is spottüwi“, entgegnete dieser. Darauf reichte die Maria dem Lenz ein Glas von dem Minzenschnaps, und da sich die zugegedachte Menge als zu klein erwies, reichte sie ihm die ganze Flasche, die er in gierigen Zügen austrank.

Und damit trat die entscheidende Wendung im Leben des Lenz ein. Nicht nur, daß durch die Einwirkung des Alkohols das in seinem Magen schwer arbeitende Geräucherte der normalen Ver-

Flugzeugführer — ein Beruf für ältere Herren

Vorgestern stautest du's noch als ein Wunder an,
daß ein Mensch überhaupt durch die Luft fliegen
kann —!
Heute dagegen verzichtest du kaum eine Miene,
erzählst dir die Zeitung von der „Piloten-Maschine“.

Selbständig sucht sich das Flugzeug nun seinen Pfad,
und der Führer spielt mit den Fluggütern Skat.
Kurz vorm Ziel erst sagt er: „Drei Kunden — und
Schluß!“
weil er beim Landen ein klein bißchen mithelfen muß.

Mir allerdings — das weiß ich — würd' es passieren,
hätte ich endlich mal einen Grand mit vieren,
gäb' s' einen Knax — und ich müßte ans Steuer zurück!
— Aber wo gibt es im Leben ein restloses Glück —?!

Auch bei stürmischem Wetter und heftigen Böen,
sind ein züchtiger Knäppel und Steuerrod
stehen.
Selbst wenn der Motor aussetzt, ist's nicht zu spät,
weil man dann automatisch in Gleitflug geht.

Flugzeugführer — das scheint mir jetzt der Beruf,
den ein gütiger Gott für ältere Herren schuf.
Skat zu spielen — auch drei bis vier Stunden
lang —
das empfand ich nie als beruflichen Zwang.

Fakirwunder

Oft und oft erzählte ich jene wunderbare
Geschichte, die sich vor der Terrasse
meines Bungalows zugetragen hat. Ich
habe, wie ihr wißt, einen großen Teil
meines Lebens als Regierungsbeamter in
Bankura verbracht, einem kleinen Ort, bloß
zwei Autostunden von Kalkutta, doch am
Rande der Wildnis, hart an der Grenze
des Dschungels, der voll ist von Geheim-
nissen und Rätseln.
Bevor ich aber beginne, möchte ich noch
etwas voranschicken, denn ich habe mir
mit dem Erlebnis, über das sich jetzt be-
richten will, bereits genug Feinde gemacht.
Deshalb betone ich, daß ich niemandem dazu
zu zwingen kann, mir zu glauben. Gleich-
wohl, wer es ungeachtet meiner weißen
Haare nicht tun will, der möge bedenken,
daß jeder Vorgang in der Natur ein Stück
Wunder in sich birgt; das Erläutern einer
Knospe, das Entpuppen eines Falters ist
allein Wunder über Wunder und noch von
keinem Sterblichen erklärt worden.
Aber nun zur Sache. Im Hinduviertel von
Bankura, in einer elenden Hütte, lebte ein
Fakir; mit einer Behausung wie der seinen
würde hier in Europa der letzte Stroich
hadern; der Fakir war ihrer zufrieden, ob-
gleich er berühmt war und sein Ruf bis
nach Benares ging. Ein Mann von seltsamem
Aussehen, mit Augen, deren ste-
hender Blick Furcht und — so sonderbar
es klingt — auch Vertrauen einflößen
konnte.

Eines Tages führte mich der Fakir in
meinen Garten und setzte in meiner und
meiner Frau Gegenwart den Samen eines
Teakbaumes in die Erde. Dann entfernte
er sich, und es schien mir, als ob er laise
Beschwörungen murmeln würde. Meine
Frau kann es bezeugen, daß in einem Um-
kreis von dreißig Yards von dem Platze,
wo der Samen gepflanzt wurde, weder
Baum noch Strauch stand.
Und wieder kam der Fakir in meinen Gar-
ten. Er trat ins Haus, kreuzte zum Gau
die Arme vor der Brust und führte mich
schweigend zu jener Stelle, an der er den
Teaksaamen in die Erde versenkt hatte.
Dort stand jetzt ein mächtiger, an fünf-
undzwanzig Meter hoher Baum, mit weit
ausgreifenden Wurzeln und einem Stamm,
den meine beiden Arme kaum umfassen
konnten! Aber nicht genug, der Baum trug
Blüten, große sechsspaltige weiße Blüten,
von denen einige eben in sanftem Schau-
keln zu Boden flatterten. Es konnte
keine Sinnestäuschung sein, ich griff nach
einem dieser zarten, bizarr geformten
Kelche, denen ein Duft entströmte, ein
köstlicher Duft — ah, ich kannte dieses
beklemmend süße Aroma — es war wirk-
lich der Duft der tropischen Teakblüte!
Ein Wunder? Eines der berühmten Fakir-
wunder?

Ich will es nicht beurteilen, jeder kann sich
seine eigene Meinung darüber bilden. Und
dann — sagte ich es bereits? Oder vergaß
ich zu erwähnen, daß zwischen dem ersten
und zweiten Besuch des Fakirs dreißig
Jahre verstrichen waren . . . ?

Raro

Lieber Simplicissimus!

Nachbars Heiner aus der Ostmark war mit
zur Erholung im Schwäbischen gewesen.
Ich frug ihn, wie es ihm gefallen habe.
„Mei“, sagt er, „so waar's ganz schij
g'west, D' Hund bell'n aa woi bei uns,
ower d' Leit red'n anders.“

Als Frau Metzgermeister Häberle Wäsche
manzelte, rief sie ihrer Tochter warnend
zu: „Lina, bring deine Wurschtfinger net in
d' Mangel, sonst kommet se als Land-
jäger raus!“

In einem Zimmer der Droste auf der Meers-
burg. Ein nordeutsches Paar blickt durch
das Fenster ins Land. Er: „Großartiche
Geched! Da muß man ja Anrechnung
kriechen!“ Sie: „Det gloob ich.“

Die gute Freundin

(E. Thöny)



„Die Baroneß is ja wieder gestürzt; hoffentlich ist es gut abgegangen?“ —
„Wird wohl schon — voriges Jahr kam sie ja auch verlobt zurück!“



„Gnädigste, das ist ein höchst interessanter Fall!“ — „Hab’ ich auch nicht anders erwartet!“

Garten im Vorwinter

Nur nicht immer am Ofen gehockt, alter Knabe!
Mütterchen Sonne hält ihren Mittagsschlaf
auf dem blaumasternen himmlischen Kanapee.
Fern an den Waldrund schmiegen sich silberne Nebel.
Flimmernd glitzert der Fluß herauf . . .

Also denn los und durch die Rabatten gepilgert!
Strohene Stümpfe, wo Phlox und Rittersporn blühten,
dürres Gezweig statt Spiräenschaumwolken . . .
Aber die Erdbeeren, neu verpflanzt,
träumen im Mist wie in Abrahams Schoße.

Nun, Herr Ginster, wie steht's? Was treiben die
Ostasiaten,
Chinas Wacholder und Japans orangene Quitte?
Ist am Spalter der Föhricht gedeckt?
. . . Donnerwetter, die Fliederknospen!

— — — Alles, was recht ist, verehrtester Maul-
wurf;
aber mußte das sein? Der ganze Rosen ein Friedhof,
Hügel an Hügel — daß dich das Wiesel erwischt,
das dort hinten im Holzstoß haust
und sich emsig sein Winterkleid schneidert! . . .

Wo die Ringelnatter jetzt steckt? Und der schmatzende
Igel?
Hat er sich schon im rostroten Laube ver-
schleffen? . . .

Borstiger Bursche, wie bist du schlau!
Dich bringt keine Dezembersonne
aus dem Häuschen wie unsreinen,
der suchst, barhäutig schwärmend,
sich einen deftigen Schnapfen geholt hat . . .

Rabastlakt

Als ich zu meiner Mutter sprach, sieh, du weißt nicht, was für ein Kind du gebärest, da weinte sie, und mich verwahrte der Wind...

Ich habe diese Nacht nicht geschlafen. Habe mich auf der harten Lagerstatt gewälzt, als hätte ich großes Fieber. Meine Augen wollten sich nicht schließen, und meine Glieder wollten nicht ruhen. Und nun bin ich müde, daß ich hinsinken könnte, wo ich stehe. Und doch weiß ich, daß ich wieder nicht werde schlafen können, bevor Jan nicht kommt. Ich bin nicht umsonst noch einmal in diese Kloake der Welt gekommen. Hatte ich mir doch geschworen, nie wieder Marseille zu betreten.

Aber jetzt sitze ich doch wieder im Café, und die schwarze Lauge steht vor mir. Ein Glas nach dem anderen trinke ich, Jan muß doch wirklich bald kommen. Es ist sehr schäbig, wenn er nicht kurz nach dem Autocarr in die Straße einbiegt.

Aber er biegt nicht um die Ecke. Ein fremder Mund spricht plötzlich an meinem Tisch: „Wollen Sie Uhr, ist echt Gold, nur sechzig Frank, oh, geben Sie mir sechzig Frank.“

„Warum ich Sitzen nicht Reichere hier?“ „Oh, bin armer Mann aus Martinique, habe nicht Geld. Meine letzte Hab ist Uhr.“

„Hast sie gestohlen, scher dich weg! Siehst auch auf Ehre nicht aus wie Martinique. Kenne das Pflaster dieses Kaffs genau. Mußt dich schon weitertrollen.“ Dieser Dieb hat mich etwas abgelenkt. Alltäglich, allstündlich trifft man in Marseille Diebe. Alle wollen verkaufen. Wann werden einem die Schutzleute und Offiziere gestohlene Broschen und Armbänder verkaufen wollen?

Und ich bin doch verdammt müde, und daß Jan nicht kommt, bringt mich wirklich dem Gleichgewicht, läßt mein Herz klopfen. Aber er muß doch dort um die Ecke biegen. Oder sollte er von der anderen Seite kommen? Drehe ich mich doch einmal um. Aber nein, dort verkauft einer nur den „Petit Marsellaiss“, Ich will einen haben, muß doch was tun, wenn ich

so müde bin. Kann doch nicht bloß warten. Und nun lese ich und trinke den Kaffee beim Lesen. Er ist sehr stark. Jetzt merke ich ihn schon in den Gliedern, daß ich schwitze. Was steht hier? Ach! Unwichtiges Über Jan steht hier doch nichts. Nein, nein, aber hier steht: „Viele Deutsche“, ja, viele Deutsche leben in Frankreichs Kolonien. Hm, es ist sehr interessant, daß viele Deutsche in Frankreichs Kolonien leben. Nun, ich lebe jetzt im Mutterland, trinke Kaffee aus den Kolonien, ja — und warte. Jan muß doch kommen.

Mir ist, als wäre ich nun gar nicht mehr müde. Ich lese jetzt weiter. Über Jan steht wirklich nichts in der Zeitung. Nur nehmen die Diebstähle immer mehr überhand, in der Hauptstadt und in Marseille. Man müsse dagegen einschreiten: jeder Bürger solle mithelfen, alle Diebe zu fangen. Ich bin ja kein Bürger. Brauchte den armen Dieb doch vorhin nicht aufgreifen zu lassen. Konnte ganz gut schwindeln, wird ihm noch mancher was glauben.

Im übrigen muß jetzt Jan wirklich bald kommen. Es ist jetzt neun Minuten vor neun, und in neun Minuten sind es zwei Jahre, daß wir hier saßen. War eigentlich eine verrückte Sache, war zu verrückt. Ob es wirklich wahr ist? Aber dann muß er ja in acht Minuten dort um die Ecke kommen und sich an diesen Tisch setzen. War vielleicht doch zu frech. Man weiß ja gar nicht, was aus einem Kerl werden kann in zwei Jahren. Kann Vater einer Familie sein. Und Amerika ist weit. Das war doch sein Ziel. Er wird keine Überfahrt haben. Zwei Jahre habe ich nichts von ihm gehört. Sind doch zusammen in Nordafrika gewesen, waren so gute Freunde, konnten uns manchmal bald auflesen. Hatten beide den Cafard, war prächtige Zeit das. Nun habe ich bloß noch die kalte Unterschrift. — Ich verpflichte mich bei meinem Leben, genau heute, den 14. April, in zwei Jahren im Café de vieux Port, früh neun Uhr, zu erscheinen. Jan.“

— bei meinem Leben! Ja, es ist aber jetzt drei Minuten vor neun. Er muß alle Augenblicke doch um die Ecke kommen. Es ist eigentlich blöde, daß er sich so verspätet. Und jetzt bin ich wieder sehr müde. Die Zeitung interessiert mich auch gar nicht mehr. Warum konnte ich nicht bleiben? Dort, wo ich war? Bleiben bei den Männern mit den Läusen in den Bärten und dem Geld im Turban? Bin zwei Jahre einer von ihnen gewesen. Zwei lange Jahre eines kurzen Menschenlebens. Nein, ich konnte nicht bei ihnen bleiben, ich habe nämlich geschrieben: — bei meinem Leben. Freilich, habe auch ich geschrieben und darunter meine Unterschrift gesetzt. Na, und jetzt glaube ich es doch selbst nicht mehr, daß ich eine Woche nicht geschlafen habe. Eine ganze Woche nicht, ich mußte doch mit dem Schnellzug fahren und hatte kaum Geld, und das geht nur nachts. Hat manchen Nerv gekostet, wenn man stundenlang im zugigen Fahrgestell gelegen hat. Ich muß ja jetzt ganz hohe Schuhe haben. Möchte mich eigentlich gar nicht sehen. Jetzt schlägt die Turmuhr neunmal. Es ist eine wahre Schande, daß dieser langweilige Schuft nicht kommt. Will mal auf die Post sehen, ob nicht ein Brief von ihm geschrieben wurde, aber erst muß ich zum Kellner, ihm ein paar Worte sagen.

Hintergründe des Genies



Die Herrn hat ja keine Ahnung, was 'ne richtige Dame für 'n Leidensweg hat!

(O. Herrmann)



„Warum eigentlich alle Dichter so einen vergeistigten Ausdruck haben? Woher kommt das wohl?“ — „Wahrscheinlich vom Warten auf die Inspiration.“

Mexiko

(E. Schilling)



„Sie wollen ja nicht uns, die alten Götter, wieder haben — sie wollen nur nicht mehr: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!‘“

Die Wahlen in Danzig

(Wilhelm Schulz)



„Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'haus ...“